

Zeitschrift: Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 23 (1874)

Artikel: Bilder aus Aegypten
Autor: Ludwig, Gottfried
Kapitel: II
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-123947>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

unserem Wohltäter für die Fahrt von kaum 10 Minuten 5 Fr. einhändigen durften, bezogen wir die geräumigen und sehr comfortablen Räume des Shepherd's Hotel, des ersten in Kairo. Nicht lange säumten wir uns bei unserem Thee. Und als man uns um Mitternacht unsere wohl 20 Fuß hohen und mäßig fühlen Zimmer wies, da hallte dumpf und gespensterhaft durch die weiten und öden Gänge unser müde Tritt. Das *Namusiéh*, das Mouffelineneß, welches das Bett umzieht und gegen die lästigen Mosquitos die trefflichsten Dienste leistet, wird schnell in die Höhe gezogen und ebenso schnell wieder fallen gelassen. Und nun verehrteste und durch meine Schuld vielleicht schon zu sehr hingehaltene Zuhörer, wünsche ich Ihnen einstweilen für diese Nacht eine gleich erquickende Ruhe, wie sie dem Vortragenden dazumal in der Stadt der Khalifen geworden ist.

II.

Der Geist freilich ruhte nicht, sondern legte sofort wieder seine beiläufig 750 Stunden zurück und weidete sich an heimischen Gauen, Gesichtern und Lauten. Da, als am frühen Morgen von einem nahegelegenen Minaret herab durch den Mueddin die helltönende Mahnung zum Gebet an mein Ohr drang und ich von meinem Fenster eine Palme ihr stolzes Haupt hin und her wiegen sah, da mußte ich mich ernstlich fragen, ob nicht jetzt erst das wunderbare Traumleben anhebe. Auf meinem Waschtisch steht ein *Duleh*, ein schon bei den alten Aegyptern gebräuchliches, flaschenähnliches Gefäß, in dem das Nilwasser beständig kühl erhalten werden kann. Durch den dünnen und porösen Stoff schwitzt nämlich das Wasser, wenn auch ganz unmerklich, immer durch. In Folge der wärmeren umgebenden Luft wird so ein fortwährender Verdunstungsprozeß bewirkt —

und eben dadurch das Wasser im Gefäß in seiner Temperatur verringert. Dieses Nilwasser schmeckte recht erfrischend; doch gehört ein mehr als feiner Gaumen dazu, um mit jenem enthusiastischen Reisenden ausrufen zu können: „Was der Champagner unter den Weinen, das ist das Nilwasser unter den Wassern.“ Erklärlicher ist das Lob, welches die Aegypter ihrem Nil mit den Worten spenden: „Hätte Muhammed von ihm getrunken, er würde wohl, nur um stets von diesem Wasser kosten zu können, vom Himmel sich ein ewiges Erdenleben erbeten haben“; oder wenn ein ägyptischer Liebhaber zum Preise seiner Holden spricht: „O, mein Herz, du bist so süß wie Nilwasser.“

Um sechs Uhr besteigen wir unsern Wagen. Der Kutscher ist ein Brauner, der Dragoman Ali ein glänzend schwarzer Neger, der etwas Englisch versteht und spricht. Vor den Pferden läuft mit nackten Füßen, ein blaues Hemd um den Leib gegürtet, den Kopf mit einem dünnen Tuch umwunden und in der Rechten eine Karbatsche schwingend, der Sais, ein etwa 16jähriger Knabe, der sein: „Macht Plag“, „Weichet aus“ an einem fort vernehmen läßt. Diese Sais, erinnernd an jene Herolde (1 Mos. 41. 43), die vor Josephs Wagen einherlaufen und „Der ist des Landes Vater“ oder nach richtigerer Uebersetzung: „Beuget euer Haupt!“ „Werfet euch nieder!“ rufen mußten, sind wirklich die beklagenswertheften Geschöpfe, die es geben kann. Man denke sich in diesem Staub, in diesem Sand, bei einer Temperatur von circa 36° Réaumur, wie wir sie heute hatten, stundenlang springen und schreien zu müssen, und am Ende für diese Höllearbeit nur einige Paras zu erhalten. Denn nicht der Herr, sondern der Kutscher bezahlt den Sais. Diese armen Geschöpfe müssen sich obendrein oft die schändlichsten Mißhandlungen gefallen lassen. So erzählte man uns von einem Pascha, der kürzlich einen Sais zu Tode peitschen ließ, nur weil der arme Bursche nicht mehr springen konnte. Wir aber hießen, so oft

wir aus dem Straßengedränge etwas heraus waren, den Sais auffügen, und als mein Freund dem braven Jungen am Abend einen ordentlichen Bakschisch in die Hände drückte, welch' Dankgefühl funkelte da aus dem hellen Auge! So etwas war dem armen Burschen noch nie vorgekommen. Es mochte wohl das erste Mal sein, daß er sich als Mensch zu fühlen anfang. Und als wir des andern Tages abfuhrn, da stellte sich ungerufen unser Sais wieder ein, und bezeugte uns nochmals und mit den lebhaftesten Geberden, wie empfänglich und erkenntlich selbst das Herz eines verachteten, gehekten und gemißhandelten ägyptischen Vorläufers für eine menschenfreundliche Behandlung sein könne.

Der Morgen war etwas überwölkt, jedoch nur auf sehr kurze Dauer. Von dem von hohen Nilatazien und herrlichen Büschen beschatteten Esbekieh-Platz, den Mehemed-Ali aus einem Wasserreservoir hatte herzaubern lassen, ging unsere Fahrt von der Nordwest-Ecke beinahe diagonal durch die in einem länglichen Viereck gebaute Stadt, nach der in der Süd-Ost-Ecke sich erhebenden Citadelle. Da es auf der Straße verhältnißmäßig noch ruhig war, so hatten wir um so bessere Weile, uns die gelben Kalkstein-Häuser und -Häuschen, diese Festungen en miniature, näher anzusehen, welche mit ihren eigenthümlichen und oft schön gearbeiteten Thüren, mit ihren gleich beim ersten Stock angebrachten, weit hervorragenden Erfern oder Maschrebijeh's und mit ihren, die Fenster vertretenden, zierlichen Holzgittern einen ächt orientalischen oder noch richtiger einen durch und durch sarazenischen Eindruck ausüben. Deffnet sich dann zufällig eine dieser verschlossenen Thüren, so erblickt man gewöhnlich im Hintergrund einen kleinern oder größeren Hof, der mit allerlei grünem Laubwerk geschmückt ist. In diesem Hofraum und hinter jenen vergitterten Erfern spinnt sich der weitaus größte Theil eines muhamedanischen Frauen- oder Sklavenlebens ab, ein elendes Leben, meist nur in Kleinlichkeiten, Eitelkeiten und Eifersüchteleien.

sich verzehrend; sicherlich nur zu oft auch ein Leben der Enttäuschung, des Kammers und der Thränen. Ein Lichtpunkt in diesem armen Leben bildet die Liebe, womit die Mütter ihre Kinder pflegen, und hinwiederum die große Achtung und Hingebung, welche namentlich die Söhne zeitlebens ihren Müttern gegenüber an den Tag legen.

Mit Vergnügen ruht das Auge auf den vielen und nicht selten in edlem Styl gehaltenen Schöpfbrunnen, die nach ihrer Mehrzahl ihre Entstehung frommen Stiftungen zu verdanken haben. Jetzt geht der Weg plötzlich ziemlich steil bergan. Die dicken Mauern, die hohen Thürme, die Wälle und Gräben und das zahlreiche Militär verrathen die schwer zu erstürmende Citadelle. Da, auf diesem Ausläufer des feierlichen Mofattam-Gebirges, hatte einst der ritterliche Saladin seinen Herrschersthron aufgeschlagen und ihn mit allen Zeichen der Pracht und der Macht reichlich versehen. Fürchterliche Bollwerke, schauerliche Verließe wechselten mit Gemächern, die von Gold und Edelgesteinen strotzten. Jetzt aber findet sich nur Weniges mehr vor, das an die alte Herrlichkeit erinnert. Mehemed-Ali hat der ehrwürdigen Hofburg der Khalifen einen modischeren, praktischeren Zuschnitt gegeben. Die Befestigungen wurden nach den Anforderungen der Zeit umgestaltet, Gießereien, Werkstätten, Zeughäuser, Kasernen errichtet, den Gerichten und Ministerien passende Lokalitäten angewiesen und vor Allem ein moderner Palast und eine neue Moschee aufgeführt. In einem der drei mächtigen Höfe dieser weitausgedehnten Akropolis versuchte sich, ebenfalls unter französischer Leitung, ein Musikkorps an den Sprüngen und Trillern eines „Schottischen.“ Welch' Hohn des Schicksals! Das geschah genau an jener Stelle, an welcher auf allerhöchsten Befehl eine der haarsträubendsten Schlächtereien verübt worden war.

Von Konstantinopel her, allwo der Ehrgeiz Mehemed-Ali's schon längst Mißtrauen erregt hatte, zu dem gefährlichen Feldzuge

gegen die Wechhabiten getrieben, in seiner nächsten Umgebung durch den Trog und die Hinterlist der Mamelukenbens beständig bedroht, sah der schlaue Mehemed-Ali wohl ein, daß, ohne sein Todesurtheil selbst zu unterschreiben, er jenen Krieg nicht unternehmen dürfe, er habe denn zuvor den Einfluß der Mameluken, die seit Langem keinem Pascha sich fügten und das Land in einen fortwährenden Zustand von Anarchie versetzten, ein für allemal gebrochen! — Angeblich, um seinen Sohn Tuffun-Pascha zum Befehlshaber des bevorstehenden Heerzuges einzuweihen, ließ Mehemed-Ali ein großes Fest veranstalten, wozu insbesondere sämtliche Mamelukenbens geladen wurden. Obgleich es an Warnungsstimmen nicht gefehlt hatte, stellten die Mameluken sich doch fast ohne Ausnahme ein und wurden vom Herrscher gnädigst empfangen. Mehemed-Ali durchschritt mit freundlicher Miene die Reihen seiner hohen Gäste. Kaffee wird herumgereicht. Jetzt setzt sich der endlose Zug von Würdenträgern, Beamten, Notabilitäten nach der Stadt hinab in Bewegung. Voran ein Korps Dehli, dann die Janitscharen, nach diesen die Behörden, hinter ihnen eine starke Abtheilung Albanesen, darauf die Mameluken und zum Schluß wieder Truppen. Kaum hatten die Behörden das Burghor passirt, so schließen die Albanesen das Thor, machen rechtsum kehrt, werfen sich mit Ungestüm auf die nichts ahnenden Mameluken, die nun auch im Rücken sich angegriffen sehen. Aller Widerstand ist vergeblich! Nach wenigen Augenblicken ist der Boden blutgetränkt und mit 470 Leichen bedeckt. Als Mehemed-Ali die ersten Schüsse fallen hörte, wurde er todtenblaß und erst als man ihm die Köpfe der Niedergemetzelten brachte, gewann er seine frühere Fassung wieder. In der Stadt herrschte Entsetzen. Häuser und Läden wurden verrammelt. Nachdem die Albanesen ihre Henkersarbeit gethan hatten, drangen sie in die Wohnungen der Mameluken ein, plünderten und schändeten. Auch in den Provinzen wurden die

Mameluken ergriffen, ihre Köpfe nach Kairo gebracht und allda öffentlich aufgepflanzt. Die Köpfe der Vornehmsten wurden sogar in Stroh eingewickelt dem Sultan zugesandt, der wegen dieser kühnen That seinen Pascha bestens beglückwünschen ließ. — Dies der Mameluken-Mord vom 1. März 1811, den wir deshalb etwas ausführlicher darstellten, weil die Sage sich dieses Ereignisses schon gar sehr bemächtigt hat, und in Wort und Bild sich mancher Zug hinzugefügt findet, dem man in den ursprünglichen Berichten nirgends begegnet. So wies uns unser Dragoman bei der Mauerbrüstung eine Stelle, über welche Emin-Bey, der Einzige, welcher dem Blutbad entkommen sei, mit seinem Pferde gesetzt und, wie weiland Weinzäpflein in Bern, die graufige Tiefe unverfehrt erreicht habe.

Unser Herz entrüstet sich ob der Scheußlichkeit des Verbrechens, das hier begangen worden, und dennoch wagt es, Angesichts der ganzen Sachlage, der strengste Moralist kaum, ein unbedingtes Verdammungsurtheil auszusprechen. War es ja gewissermaßen ein Akt der Nothwehr, dessen Mehemed-Ali sich hier bediente. Hatte es sich auch hinlänglich gezeigt, daß so lange die Mamelukenwirthschaft andaure, daß so lange an keine geordneten Zustände zu denken sei. Zudem dürfte es keinerlei Schwierigkeiten bieten, aus der neueren und allerneusten Geschichte ganz ähnliche Beispiele anzureihen, wo Lug und Betrug, Diebstahl, Meineid und Mord selbst von christlichen Staatsmännern, und zwar von den verschiedenartigsten Parteifärbungen, angewendet wurde, um nach ihrer Ueberzeugung ein größeres Uebel zu verhüten. Gleichwohl können wir es nicht über uns bringen, leichtfertigen Schrittes über solche Staatsstreiche hinwegzugleiten und durch den günstigen Erfolg unser sittliches Urtheil bestechen zu lassen. Wie es für den König und den Bettler am Ende nur eine Wahrheit gibt, so gibt es für beide auch nur eine Moral, nur eine Tugend. Und wenn wir es uns auch

nicht beikommen lassen wollen, uns zum Schiedsrichter über solche so schwer zu beurtheilende Handlungsweisen aufzuwerfen, so wollen wir doch darüber trauern, als über demüthigende Beweise von der Macht der Sünde in der Welt.

Von diesem Schauplatz des Entsetzens begaben wir uns an eine Stelle, die leicht ähnliche Gefühle wach rufen könnte, zum sogenannten J o s e p h s b r u n n e n. Daß aber dieser, bei 300 Fuß senkrecht in den Felsen hinabgetriebene und ordentlich weite Schacht nicht, wie die Tradition sagt, die Grube sein kann, in welche, nach Genes. 37, 24 Joseph von seinen Brüdern g e w o r f e n wurde, das lehrt schon der gesunde Menschenverstand. Allerdings mag dieses gewaltige Bauwerk aus Josephs Zeiten herkommen, seinen Namen aber erhielt es von dem Erbauer der Citadelle, dem berühmten J u s s u p h Saladin, der, um die Burg hinreichend mit Trinkwasser zu versehen, einen Aquädukt vom Nil herleitete und diese uralte Cisterne von dem Schutt und dem Wüstenand der Jahrhunderte und Jahrtausende reinigte. Der Brunnen zerfällt in eine obere weitere und in eine untere engere Abtheilung. Eine von der Schachtweite erhellte Gallerie führt bis auf den Grund, der mit dem Nil das gleiche Niveau innehält. Geleitet von unserem Dragoman und einem Araber stiegen wir nur bis zu dem ersten Absatz und sahen allda, wie ein von einem Pferde in Bewegung gesetztes Pumptwerk das Wasser bis auf diese Höhe brachte. Eine ähnliche Vorrichtung schafft es dann vollends bis an's Tageslicht. Welche Arbeit, welche tägliche Mühewaltung, während wir in unserm quellenreichen Lande von unsern schönen, laufenden Brunnen so bequem, schnell und ausgezeichnet bedienet werden.

Von den Sälen und Gemächern d e s P a l a s t e s, die wir nun im Lauffchritt durchzogen, ist nicht viel zu sagen. Mit Ausnahme eines märchenhaften Badefabine's aus blendendem Mabafter kam mir Alles ziemlich ordinär und vernachlässigt vor.

Als Mehemed-Ali hier thronte mochte es freilich anders ausgesehen haben; seine Nachfolger aber waren, treu ägyptischem Herrscherbrauche, sofort eifrigst bemüht, das Andenken an ihren ruhmreichen Vorfahr möglichst abzuschwächen, und darum ward der Palast in eine Art Wüste verwandelt.

Sehenswerther jedenfalls ist die von Mehemed-Ali angefangene, noch nicht vor vielen Jahren vollendete Alabaster-Moschee, welche den Burgfelsen krönt. Ihren Namen trägt sie von dem kostbaren und glanzvollen Material, das in wahrhaft verschwenderischem Maße beim Bau verwendet wurde. Dieses ins Gelbliche spielende und schon im Alterthum sehr geschätzte Gestein (Alabastro antico, Kalt-Mabaster, viel härter als der zarte, weiße Gyps-Mabaster) findet sich in dem Gebirge, das sich von dem Mithale nach der Sinai-Halbinsel hinzieht. In dem geräumigen Vorhof der Moschee, welcher von drei Seiten mit zierlichen Säulengängen umzogen ist, steht, wie das eiserne Meer im Tempel zu Jerusalem, ein prächtiger Brunnen. Die Moschee selbst, in türkischem Styl erbaut, soll eine Nachahmung der großen Moschee zu Konstantinopel sein. Zwei ferkengerade, schmächtige Minarets schwellen empor zu einer schwindligten Höhe und stehen zu dem schwerfälligen Bau in durchaus keinem Verhältniß. Wir treten ins eigentliche Heiligthum, das von einer gewaltigen Hauptkuppel und vier kleinern Halbkuppeln überragt wird. Der Eindruck ist angenehm, doch nicht großartig. Durch die bemalten Fenster fällt ein magisches Licht in den halbdunkeln Raum. Die Kanzel (Mimbar) ist reich vergoldet und die bis an den Fries hinanreichende Nische (Mehrab), welche die Richtung gen Mekka anzeigt, aus schönstem Mabaster. Auf dem Boden sind Strohmatteu gebreitet und in den Lüften zwitschert ein Heer munterer Vögelein. Gleich zur Rechten neben dem Eingang befindet sich das Grabmal Mehemed-Ali's, ein Monument reich bemalt und drappirt, aber sehr schwerfällig und im Grunde nichtsagend.

Diese Mabaſter-Moſchee iſt mehr ein Prachtſtück als ein Bet-
haus. Das Ehrwürdige, das Feierliche, das Erhabene, wie wir
es anderwärts finden werden, geht ihr ganz ab. Der Fanatis-
mus des Moſlem ſieht ſich darum auch zur Bewachung dieſes
Prunktempels gar nicht veranlaßt. Denn, was ſonſt unter ſeinen
Umſtänden geduldet worden wäre, geſchah hier: man ließ uns
ganz gemüthlich in unſern Stiefeln den geweihten Boden be-
treten.

Das Schönſte und Herrlichſte jedoch, das hier oben dem Be-
ſucher ſich darbietet, es iſt das einzigartige Panorama, das gerade
dicht um die Moſchee herum vor dem Auge ſich ausbreitet, die
Pyramiden, das Niltal und Kairo's unermefliches
Häuſermeer. So gut wie der Reiſende, der vom Kap Sunium
her dem Piräus ſich nähert, in fieberhafter Spannung nach den
Binnen des Parthenons ſpäht, oder der Wallfahrer nach der
ewigen Stadt verlangend die Spitze von St. Peters Kuppel zu
entdecken ſucht, ſo fliegt, wenn man hier ins Freie tritt, der Blick
natürlich ſofort hin nach jenen künſtlichen Wunderbergen einer
längſt entſchwundenen Zeit, mit denen ſchon unſere jugendliche
Phantaſie ſich ſo viel beſchäftigte, hin zu den Pyramiden. Es
waren vier Pyramidengruppen, deren wir von hier aus anſichtig
wurden. Gerade gegen Weſten, hinter den grünen Ufern des Nil-
ſtroms ſich erhebend, die drei Pyramiden von Gizeh. Obſchon die
direkte Entfernung immerhin noch drei Stunden betragen mochte,
ſo rückte doch die durchſichtige Luſt jener Gegend und das fein-
geſchliffene Glas eines Münchner-Teleſkops uns jene ehrwür-
digen Monumente ſo nahe, daß wir nicht nur die einzelnen
Steinstufen hätten zählen können, ſondern gleichſam uns auf
ihnen herumbewegten. Leider aber war die berühmte Sphinx,
die als gigantische geheimnißvolle Hüterin zu jenen Pyramiden
geſtellt worden war, von hier aus nicht ſichtbar. — Weiter gegen
Süden gewahrten wir die Gruppe von Abuſir, dann die von

Sakara, in der Gegend des alten Memphis, und endlich, in einen zarten Nebel sich beinahe verhüllend, die Pyramiden von Dahschur. Da sowohl unsere Zeit, als die ganz unerträgliche Hitze uns einen Ausflug nach den Pyramiden und ihre Besteigung unmöglich machte, so saßen wir sie wenigstens von hier aus scharf ins Auge, und ich glaube, wir haben von ihnen zum wenigsten einen ebenso günstigen, richtigen und gründlichen Eindruck erhalten, als einer unserer Reisegefährten von den jonischen Inseln, der gegen 7 Uhr Abends Kairo verließ, um 11 Uhr Nachts bei den Pyramiden anlangte, bei der ersten Dämmerung sich hinaufzerren und stoßen ließ und schon gegen 8 Uhr Morgens wieder in unserm Hotel eintraf.

Die Form, die ungeheure Masse und nun auch die Bestimmung der Pyramiden sind so bekannte und abgemachte Dinge, daß ich mir keine langweiligen Wiederholungen zu Schulden kommen lassen will. Weniger verbreitet dürfte die Kenntniß von der Ableitung des Wortes „Pyramide“ sein. Früher wurde es auf das griechische πυρ, d. h. Feuer, zurückgeführt und von der dreieckigen Gestalt einer jeden Flamme erklärt. Oder man dachte an πυρός = Getreide, wonach die Pyramiden Kornkammern gewesen seien. Noch Andere leiteten es von dem hebräischen Ramah, das Erhabene, ab. Am wahrscheinlichsten kommt es von dem koptischen Pi-rama = hohes Denkmal her. Interessant ist auch das Ergebnis neuerer Forschungen: daß bei der Geburt oder bei dem Regierungsantritt eines Königes man zuerst eine ganz kleine, winzige Pyramide erstellte. Dieser Kern wurde dann bis zum Tode des Königs immer weiter und weiter überbaut. Je nachdem nun ein König ein langes Leben erreichte und viele Hände in Bewegung setzen konnte, ein desto riesenhafterer Bau wurde natürlich auch zu Stande gebracht. Nun waren die Erbauer der 3 Pyramiden von Gizeh: Chufu oder Cheops, Chafra oder Chefren und Menkara oder Mencherinus

gerade von den ägyptischen Königen diejenigen, welche wohl am längsten regierten, nämlich ein Jeder circa 60 Jahre. Nach den alten Angaben soll zwar an der größten Pyramide nur 30 Jahre gebaut worden sein. 10 Jahre von 200,000 Menschen an dem Damm und Unterbau, und 20 Jahre von 100,000 Menschen, die alle Vierteljahre wieder von Andern abgelöst worden waren, an der Pyramide selbst. Unser Jahrhundert ist mit Recht stolz auf seine Riesen- und Wunderwerke, die es wie spielend mit Dampf und andern Kräften zu Stande bringt. Wenn es aber lächelnd auf jene Denkmäler des Nilthales herniederschaut, so vergißt es die 4 bis 5000 Jahre menschlichen Schaffens und Ringens, die zwischen damals und jetzt mitten inne liegen. Versetzen uns doch die Pyramiden von Gizeh zum wenigsten in eine Zeit von 500 Jahren vor Abraham. Die hieroglyphische Schrift scheint noch nicht bekannt gewesen zu sein. Denn während die Obelisten und andere ägyptische Monumente ganz mit diesen sonderbaren Zeichen bedeckt sind, fehlen sie hier gänzlich. Wenn wir aber bedenken, daß alle Pyramiden genau nach den 4 Weltgegenden gestellt sind, daß das kolossale Material aus Steinbrüchen des rechten Nilufers gebrochen und also Alles über den Fluß gesetzt werden mußte, daß die einzelnen Blöcke sehr künstlich gefüget sind, daß die jetzigen Treppen einst ausgefüllt waren und die ganzen Flächen im glättesten Marmor erglänzten, daß je höher die Arbeit ging, desto schwieriger sie war und um so mehr Gerüste und andere Vorkehrungen, von denen jedoch wunderbarer Weise am Material selbst keine Spur mehr wahrnehmbar ist, erforderte, so erstaunen wir dennoch vor der Kulturhöhe jenes Volkes, das Kenntnisse und Werkzeuge besaß und Leistungen aufzuweisen hatte, gegenüber welchen die Steinhämmerchen und Steinsägeln unserer weit später geborenen Voreltern sich doch gar zu kümmerlich ausnehmen und vor denen selbst unser Geschlecht sinnend stille steht. Erwähnt sei hier noch

jene Nachricht Herodots, in der er uns erzählt, wie er auf einer alten Inschrift gelesen, daß nur für Kettige, Lauch und Zwiebeln für die Arbeiter bei der großen Pyramide circa 7 Millionen Franken verausgabt wurden. Als ich, Zwiebelnfeind, diese betreffende Stelle in meinen Jünglingsjahren einst übersetzen mußte, kamen mir die 7 Millionen für Zwiebeln 2c. ganz entsetzlich vor; seitdem ich aber das Sprüchwort der Aegypter kennen gelernt habe, nach welchem sie lieber gar nicht in den Himmel wollten, wenn es dort keine Zwiebeln gäbe, hat sich mir die Sache etwas abgeklärt.

Frägt man mich nach dem Eindrücke, welchen die Pyramiden auf mich gemacht, so gestehe ich gerne ein, daß auch mir, wie so vielen Andern, ihre äußere Erscheinung hinter meinen Erwartungen etwas zurück blieb. Und ich glaube wohl, daß ein Schweizer, der an die Pyramide eines Riesen — anderer Giganten nicht einmal zu gedenken — gewohnt ist, vorzugsweise in dieser Beziehung Enttäuschungen ausgesetzt sei. Je ruhiger ich mir aber Alles überlegte, desto mehr wuchsen mir auch die Dimensionen und zuletzt war ich wirklich ganz überwältigt von diesen Riesenbauten, welche gleich kleinen Bergen die Einförmigkeit der Landschaft wohlthätig unterbrechen. — Ebenso aufrichtig darf ich aber gestehen, daß mir jenes bekannte und höchst bezeichnende Urtheil einer englischen Krämerseele, wonach jene Werke nichts anders sein sollen, als eine *great misapplication of labour and capital* von ferne nicht in den Sinn kam; daß jene stummen und doch beredten Reugen, welche zu ihren Füßen abwechselnd einen Chufu, einen Abraham, Joseph, Jakob, Maria mit ihrem Kinde, einen Alexander, einen Saladin und einen Napoleon erblickt, mir vielmehr die ganze Geschichte unseres Geschlechtes in Erinnerung riefen und mir vorkamen, als ob sie vom Schöpfer selbst zu unsern Wächtern und Hütern hierhin gestellt worden seien und möglicherweise auch dann noch ihr ehrwürdiges Haupt

erheben sollen, wenn unsere ganze jetzige Civilisation in Schutt und Trümmern liegen wird. Ich mußte an jenen König denken, der unter jener größten Pyramide auf alle Ewigkeit sicher zu ruhen hoffte, und dessen Mumie schon 800 nach Christo von den Saracenen entdeckt, ihres Schmuckes beraubt und zertrümmert ward, und in dessen stilles Grabkammerlein nun fort und fort wißbegierige oder neugierige Reisende sich hineindrängen. Und dieses „Memento mori“, das die ägyptischen Herrscher schon zu Anfang ihrer Regierung sich selbst errichtet und gleichsam als einen aufgehobenen Finger des unsichtbaren Gottes warnend sich hingesezt hatten, ergriff mich tief und ich konnte nicht umhin, wenigstens meine theilweise Beistimmung jenem Sprüchworte der Araber zu zollen, das uns zuruft:

Alles fürchtet sich vor der Zeit,

Die Zeit aber fürchtet sich vor den Pyramiden.

Mehr jedoch noch als die Trefflichkeit des Materials und die Festigkeit der Konstruktion hat zur Erhaltung dieser ältesten und gewaltigsten Erzeugnisse des menschlichen Kunstfleißes das unvergleichlich herrliche Klima von Kairo und seiner Umgebung beigetragen. Wind und Regen und der schnelle und starke Wechsel von Hitze und Frost hätten bei uns selbst die Pyramiden längst schon in einen Steinhaufen, vielleicht gar in ein Ackerfeld verwandelt. Allein um Kairo schneit es nie, regnet es das ganze Jahr hindurch nur ein paar Male und wölbt sich beinahe Tag für Tag der gleiche wolkenlose, tiefblaue, wundervolle Himmel, aus der die Sonne darum auch viel goldener und feuriger herniederstrahlt. Es ist wirklich ein paradiesisches Klima, zuträglich nicht allein den Pyramiden, sondern es ist auch schon manch einem geschwächten, brustkranken Sohne des rauhen Nordens zum rettenden Wohlthäter geworden. Und man kann es dem Bewohner Kairo's nicht verargen, wenn er sich rühmt, er habe sich,

zumal des Winters, eines noch lieblicheren Wetters zu erfreuen, als selbst Allah im Paradiese.

Von den Pyramiden schweift der Blick hinaus in das endlose, eigenthümliche Thal des Nils. Anmuthig freilich ist dieses Thal nicht im Mindesten. Dazu ist es schon viel zu gedehnt, indem es von Assuan bis zur Theilung des Nils circa 250 Stunden mißt. Auch ist es viel zu monoton. Alles scheint, wie bei den Pyramiden, mit mathematischer Genauigkeit abgezirkelt. Die Richtung des Thals — und dieses Thal ist Aegypten — geht beinahe schnurstracks von Süd nach Nord. In der Mitte des Thales fließt ruhig und ohne bedeutende Windungen der Nil. Zur Rechten erhebt sich steil, und hält sich haussfirstartig beinahe überall in gleicher Höhe, der Mokattam, zu deutsch die Felswand. Ihm parallel zieht sich auf der Westseite der sanfter abfallende libysche Wall, welcher als treffliche Schutzwehr gegen den Wüstenand sich erweist. Der Mokattam ist von etlichen öden, unwirthlichen Querthälern durchschnitten, die zum rothen Meere abführen. In den libyschen Wall ziehen sich einzelne freundlichere Einsenkungen, auf denen man zu den fruchtbaren und reizenden Oasen gelangt. — Das Thal, anfänglich sehr schmal, behält dann so ziemlich eine Breite von 4 bis 6 Stunden. Auch zeigt sich, wenigstens von unserem Standpunkte aus, verhältnißmäßig nur ein geringer Theil als von der Kultur erobertes Land. Aber doch war's schön, hinter unendlichen und eben in voller Reife stehenden Getreidefeldern, hinter lustigen Palmenhainen und prächtigen Bananenpflanzungen den ehrwürdigen Nil sich schlängeln zu sehen. Selbst das Unermeßliche der Thalschaft hatte seinen Reiz und nicht minder dicht vor uns die feierliche Wüste, durch welche nur hie und da eine Karawane, einem unheimlichen Lindwurm ähnlich, ihre einsamen Pfade zog, — während gerade unter uns die zahllos hin und her zerstreuten

Leichensteine und Grabmäler der Großen und der Kleinen der Khalifen-Stadt an die Hinfälligkeit alles irdischen Daseins erinnern. —

Aber nun bleibt der Blick auf dem unermesslichen Häusermeer haften, das sich von da aus gegen Nord-Westen in Form eines länglichen Vierecks ungefähr 1 Stunde weit und $\frac{1}{2}$ Stunde breit hinzieht. 360,000 Seelen, worunter höchstens 12,000 Christen, führen da unten ein vielbewegtes und ziemlich lärmendes Leben. Denn selbst noch in dieser Entfernung umsummt es uns wie das Getöse eines Bienenschwarmes. Zählt das christliche Rom seine 366 Kirchen, so stehen dem Muselman hier bei 400 Moscheen geöffnet, deren zierliche Minarete wie Cypressen von den einförmigen Häusergruppen sich abheben. 1300 Oksels oder Khans stehen in Bereitschaft, um die Karawanen mit ihren Schätzen zu beherbergen. Ueber 300 Brunnen bieten dem Dürstenden Labung und erleichtern dem Gläubigen die durch den Koran vorgeschriebenen Waschungen, und gegen 70 öffentliche Bäder bieten den von des Tages Last und Hitze Ermüdeten eine köstliche Erquickung. Mehrere größere Plätze dienen der Stadt, die der Länge nach durch 3, der Breite nach durch 5 geräumige und fahrbare Straßen und dazu durch unzählige Gassen und Gäßlein, sowie durch etliche Kanäle durchschnitten wird, zur namhaften Zierde. Und mehr denn 70 Thore vermitteln den Verkehr mit der Außenwelt.

Diese Weltstadt, die zweitgrößte und dazu die interessanteste des ganzen Orients, mit dem Nil parallel laufend und von diesem kaum $\frac{1}{2}$ Stunde entfernt, gegen Osten an die graurothen, verwitterten Kalksteinfelsen des Mokattam sich anlehnend, im Süden von dem gelben Wüstenand begrenzt, im Westen und Norden von üppigen Gartenanlagen, Tamariskengebüschen und Palmenwäldchen umschlossen, das ist Kairo, eigentlich Masr-al-Káhira, d. h. Masr die Siegreiche, Aegyptens Hauptstadt. Freilich

werden wir durch diese Stadt nicht wie bei dem nicht weit entfernten Trümmerhaufen von Memphis in die pharaonische Zeit zurückversetzt, nicht einmal wie bei Alexandrien in die Tage der Griechen und Römer. Kairo ist eine durch und durch sarazenische Stadt, aber eben deshalb nicht minder merkwürdig. Erst 969 n. Chr. legte der Fatimide Gohar-al-Kaid den Grundstein dazu in eben dem Augenblicke, als der Planet Mars (arab. El-Kahir) aufging. Die Stadt stieg rasch empor, aber Hafim, der Narr, ließ muthwillig die halbe Stadt niederbrennen und die andere Hälfte durch seine Soldaten ausplündern. Später drangen die Kreuzfahrer unter Guido von Lusignan bis unter die Thore Kairo's vor und holten sich da einen Tribut von einer Million Bechinen. Jetzt kam der ruhmgefrönte, ritterliche Saladin. Er befestigte und verschönerte die Stadt, erhob sie zu seiner Residenz, und er war es auch, der christlichen Kaufleuten gestattete, sich in ihr niederzulassen. Von da an fließen nur höchst spärliche Nachrichten über die Geschichte Kairo's, bis am 22. Juli 1798 die französischen Truppen siegreich in die „Siegreiche“ einzogen, aber schon im Juni des darauffolgenden Jahres zur Kapitulation sich gedrungen sahen. Von dem, was Mehemed-Ali für die Stadt gethan, war schon die Rede. Im Jahr 1835 wüthete trotz des paradiesischen Klima's die Pest zu Kairo auf eine entsetzliche Weise. Beinahe ein Drittheil der Bevölkerung wurde dahingerafft. Auch drang schon zu etlichen Malen die Cholera mit all ihren Schrecken hier ein. Dennoch erholte sich die Stadt stets schnell wieder und ihre Einwohnerzahl wie ihr geschäftlicher Verkehr ist eher im Steigen als im Fallen begriffen. Kein Wunder, da Kairo der Stapelplatz ist, welcher nicht nur Nubien und Abessinien, sondern überhaupt ganz Centralafrika mit Europa verbindet. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß auch die evangelische Mission einem so wichtigen Gebiete mit besonderem Eifer sich zuwandte. Englische und amerikanische Sendboten

stehen dort in Arbeit, und auch unser Vaterland ist durch die Krischona-Brüder, die in reichem Segen wirken, vertreten.

Doch jetzt hinunter und hinein in das bunte Gewühl der Stadt. In raschem Trab führt uns unser Kutscher zum Gasthof zurück. Dasselbst pflegen wir einen Augenblick der Ruhe, ordnen unsere Notizen und theilen den Lieben in der Heimath unsere ersten ägyptischen Eindrücke mit. Dann geht es zu Fuß dem Muski, der Hauptstraße des Frankenquartiers, zu. Im Orient nämlich und zumal in Aegypten ist bis auf heute stets noch etwas Kastenartiges übrig geblieben und jede Nationalität hat da ihren ganz abgesonderten Stadttheil. Da ist das Franken-, Griechen-, Armenier-, Kopten-, Juden- und am umfangreichsten selbstverständlich das Türken-Quartier. Je in einem Quartier, in dem der Franken ausgenommen, bewohnen wiederum die einzelnen Gewerke ihre eigenen Straßen. Da gibt's eine Straße, wo du nichts wie Schneider, eine andere, wo du nur Schuster, eine dritte, wo du ausschließlich Waffenschmiede oder Pfeifenfrämer antriffst. Das hat nun allerdings sein Interessantes und Vortheilhaftes, indem du, — da bekanntlich zu ebener Erde und gleichsam unter den Augen des neugierigen Publikums das Handwerk betrieben wird, — bald den tüchtigen Meister von dem elenden Pfuscher heraus hast und, wenn du dich auf's Beobachten verstehst, zu Betrachtungen über Professionsneid und Eifersüchteleien hinreichend Gelegenheit findest. Aber sein Unangenehmes hat diese Gliederung doch auch, indem man häufig, um nur einige Kleinigkeiten zusammenzubringen, in der ganzen weiten Stadt herumlaufen muß.

Also, wir überschreiten den schattigen Esbekijeh-Platz, um den Muski zu gewinnen. Aber kaum haben wir ein paar Schritte gethan, so schreit uns schon einer der 40,000 Eselsjungen Kairo's sein: a donkey, Sir! a donkey, Sir! entgegen. Das Englische ist nämlich aus leicht erklärlichen Gründen hier vorwiegend

die Vermittlungssprache mit den Fremden. Wir lassen uns bei der gräßlichen Hitze auch nicht zwei Mal mahnen, schwingen uns auf die bunt und stattlich aufgezümmten Thiere und schwenken auch bald ein in den Muski, wo das fashionable Kairo sich hin und her zu bewegen pflegt. — Die meisten Gassen Kairo's sind durch von Hausdach zu Hausdach querüber gezogene Strohmatten oder Läden überdeckt. Während nun hiedurch die kleineren und niederen Gäßlein in ein unheimliches Dunkel gehüllt werden und es so zu sagen zu keiner Ventilation bringen, so fühlt man sich hier in den geräumigen Schattengängen wesentlich erfrischt und erleichtert. Zuerst suchen wir eine deutsche Buchhandlung auf und versehen uns allda mit einer schönen Zahl photographischer Reiseerinnerungen.

Jetzt lade ich dich ein, vor der Bude draußen etwas mit uns dich hinzusehen und, wäre es am Ende nur einige Minuten, dem unendlichen Jagen und Treiben auf der Straße, dem ganz unglaublichen Wechsel der verschiedenartigsten Dinge, Gestalten, Scenen, die wie schnell sie auftauchen, so schnell wieder verschwinden, zuzusehen. — Ich habe stundenlang in den *Elisees* den *Pariser monde* und *demi-monde* vor mir defiliren lassen, ich bin des Abends um 5 Uhr auf der „*London-Bridge*“ und im „*Hyde-Park*“ gestanden und war daher an Straßengewühl schon ordentlich gewöhnt; aber ich muß gestehen, ein solcher Allerweltspektakel, so ganz ungewohnte, einzigartige Eindrücke, so Vieles, worauf Auge und Phantasie so mächtig hingezogen wurde, ist mir noch nirgends vorgekommen. Kairo ist eine Stadt, die alle Tage ihren Jahrmarkt hat und zwar einen großen und wunderbar belebten. Da reiten Einzelne oder ganze Familien auf Eseln zu und ab. Die Reichen stolziren auf ihren zierlichen Pferden einher. Jetzt rollt ein Wagen mit vornehmen, wohlvermumnten und wohlbewachten Damen schnell vorüber. — Ob es wahr ist, was schon in den Märchen von „Tausend

und Eine Nacht" der Sklave Mobarek zu dem Prinzen Beir Masnam ausgerufen: „Sind wir nicht hier in Groß-Kairo und gibt es hier nicht der schönen Jungfrauen viele?“ — mir ist es nicht bekannt. Sind doch alle die Vermummungen entseßlich häßlich und verhüllen von dem edlen Menschenantlitz sorgfältig Alles mit Ausnahme der zwei bald feurig stechenden, bald sehnsüchtig schmachtenden, bald blöde leaartigen Augen. So eine Dame von Kairo, verzeiht mir den Vergleich, nimmt sich etwa so aus, wie ein Omnibus, der des Nachts mit seinen zwei Laternen gegen uns anrückt. Auch ist es nicht einmal gerathen, eine morgenländische Schönheit mehr als nur zufällig zu betrachten. Denn erstens verstehen die Männer hierüber keinen Spaß, und zweitens hat man es den guten Frauen schon von Jugend auf beizubringen gewußt, daß im Blicke, und zumal eines Ungläubigen, etwas Unheilbringendes, Vergiftendes liege, daß ein einziger solcher Blick leicht die Ursache von allerlei Krankheiten und Uebeln sein könne. —

Siehe da, das olivenfarbige Gesicht mit schwarzem Turban und dem Schreibzeug in dem Gürtel, das ist ein Kopte, der dem unkundigen Volke seine Dienste anbietet. Und hinter ihm her eine Gestalt, wie aus Ebenholz geschnitten, ein stolzes Menschenkind, das aus dem heißen Sudan heraufgezogen. Jetzt gibt's Lärm, eine Trauerprozession, und vielleicht gerade darauf ein Brautzug, schreitet jubilirend oder heulend durch. Ein Dervisch oder ein Taschenspieler gibt etwas zum Besten, Tänzerinnen führen unter Begleitung von Zimbeln und Tambourins ihre eigenthümlichen Reigen auf. Knaben und Weiber des Landes bieten Wasser, Orangen, Melonen mit freischender Stimme zur Kühlung an. Immerfort ertönt das: Guarda, Guarda der schnelllaufenden Sais. — Alles ist in Bewegung, überall Leben. Ein Samal, ein bedauernswürdiger Lastträger, schleppt sich unter

seiner erdrückenden Bürde. Ein armer Blinder, wie es deren überhaupt im Orient, und in dem augenverderbenden, trockenen, heißen und staubigen Aegypten besonders viele gibt, läßt sich durch diesen Menschenfnäuel geleiten und fleht um Mitleid und Erbarmen. — Fanatische Imams oder Hadschis, härtige Juden im Pelzrock und kostbar und grell gekleidete, wohlbeleibte Jüdinne, französirte Türken, schmucke Griechen im rothen Fez und der faltenreichen, weißen Justanella nebst allen möglichen Specimen der abendländischen Nationalitäten scheinen da ihr Stelldichein zu haben. Wahrlich ein lebendiges, ungeheures, ethnographisches Museum, ein Welttheater im vollen Sinne des Wortes. Und wenn dann gar noch eine lange Karawane mit Löwen- und Parderfellen, mit Elephantenzähnen, mit Dattelsäcken feierlich und ernst vor dir sich hinzieht, und Waaren, Thiere und Treiber über und über mit dem gelben Sand der Wüste bedeckt sind, und die Kameele so wehmüthig und so sanft, und doch so treu und klug dich anschauen, dann wird es dir erst recht klar, daß du weit, weit von der lieben Heimat dich befinden müßtest, daß du den kalten Norden mit dem sengenden Süden vertauscht habest und in Wahrheit jetzt dahin gelangt seiest, wo dich einst und so häufig deine jugendliche Phantasie hingetragen.

Würde es die Zeit erlauben, so müßtest du mir von der Muskistraße noch folgen zum Bazar El-Gori, wo die merkwürdigsten und herrlichsten Waffen ausgestellt sind, oder zum Tarbieh-Bazar, wo Rosenwasser und Golddraht verkauft wird; du müßtest mich noch — denn einzeln ist es nicht gerathen — in eines jener engen Nebengäßchen begleiten, wo sich die vis-à-vis bequem über die Straße die Hand reichen können. Allein die Stunde der Table d'hôte rückt heran und so wollen wir denn zurück nach unserm Hôtel. Aber zuvor bitte ich dich,

betrachte mir noch einmal eines dieser einhöckerigen Kameele. Nicht daß ich gesonnen wäre, dir eine naturhistorische Vorlesung zu halten. Aber ist es nicht merkwürdig, daß dieses Thier, sowie die Dattelpalme, ein Hauptreichthum des gegenwärtigen Aegyptens, in der Urzeit des Landes nicht bekannt gewesen oder wenigstens nicht verwendet worden zu sein scheint? Denn auf den Monumenten der früheren Perioden, die uns doch in Bild und Wort so vielfache Einblicke in das Leben jenes Geschlechtes gestatten, findet sich weder das Kameel noch die Palme erwähnt oder dargestellt. Weist du auch, woher das Wort Kameel bei uns eine so schimpfliche Nebenbedeutung erhalten hat? Mir ist es schlechterdings unerklärlich; denn dem Morgenländer ist sein Kameel sein Ein und sein Alles. Es ist sein Wagen und sein Pferd. Er ist sein Fleisch, er trinkt seine Milch, er wirkt aus dessen Haaren sein Zeug, aus dessen Haut bereitet er sein Leder, und der getrocknete Kameelsdünger gar muß ihm das Brennholz ersetzen. Aber nicht nur die Nützlichkeit, auch die Klugheit des Kameels ist bei ihm sprüchwörtlich. Daraus erklärt es sich, wie ein berühmter Sultan den Namen „Kameel“ als Ehrennamen tragen konnte, und wie noch jetzt, wenn etwa ein Araber in den letzten Zügen liegt, seine trostlose Frau sich über ihn wirft und schluchzend all' ihren Jammer und all' ihre Liebe in die Worte zusammenfaßt: „O mein Kameel, mein Kameel!“

Die Mittagstafel im Shepherd-Hôtel war gut bedient und die Gesellschaft, obschon nicht sehr zahlreich, doch insofern interessant, als der Eine soeben aus Indien, der Andere aus Arabien, ein Dritter von den Dafen angelangt war und allerneueste Nachrichten von dorthier zu hinterbringen wußte. Wir konnten uns jedoch nicht lange säumen. Schon um zwei Uhr holte der Wagen uns ab. Wir durchschnitten wieder diagonal die Stadt in der Richtung nach der Citadelle hin. Frage mich

Niemand, was für Beobachtungen ich bei dieser Fahrt gemacht. Ich könnte nur sehr schlechten Bescheid geben. Die Hitze hatte einen derartigen Höhepunkt erreicht und wirkte so niederschlagend und erschlassend auf mich, daß ich mich um gar nichts mehr bekümmern mochte und aus meinem apathischen Zustand erst dann wieder herausgerissen wurde, als der Drago-
man mir in's Ohr raunte: „Sultan Hassan Moschee“.

Sultan Hassan Moschee, das war ja die erste Station für unsern nachmittäglichen Ausflug. Daß es uns nicht einfallen konnte, Kairo's 400 Gâm'a's oder Baujah's — so werden nämlich nach ihrer Größe oder Kleine auf arabisch die Moscheen benannt — der Reihe nach besuchen zu wollen, leuchtet ein. Aber die Gâm'a Sultan Hassan, diese Zierde aller Moscheen der Stadt, mußten wir uns doch ein wenig näher be-
sichtigen. Sie liegt an dem schönen Rumeilijeh-Platz, der zu Füßen der Citadelle sich weitet. Schon das Aeußere der Moschee: die mächtige Fagade, die hohen Fenster, der mit Arabesken reichlich geschmückte Hufeisenbogen des Portals, die himmelanstrebenden Minarets, schon das ist imposant genug und erklärt gewissermaßen die Entstehung der Sage, nach welcher der Sultan nach Vollendung des Baues seinem Architekten die rechte Hand habe abhauen lassen, auf daß er für allemal behindert sei, etwas noch Schöneres auszuführen.

Wir treten durch eine Seitentreppe und, nachdem wir unsere Stiefel sorgfältig in wollene Ueberzieher gehüllt, ins Innere, und finden auch da den gewöhnlichen, länglich vier-
eckigen, offenen Hof, in dessen Mitte zwei Brunnen plätschern, deren Wasser zu den Reinigungen verwendet wird. Das Eigenthümliche der Sultan Hassan's Moschee besteht aber darin, daß dieser Hof nicht etwa, wie anderwärts, von Säulen-
reihen umzogen ist —, und daß das eigentliche Bethaus sich nicht an irgend einer Seite angereicht zeigt, sondern die vier

Seiten enden jede in eine große, von einer Halbkuppel überdachte, gewaltige Nische. Die Grundform der Moschee besteht demnach in einem griechischen Kreuz, und eine gewisse Verwandtschaft mit altchristlichem Kirchenstyl springt auf den ersten Blick in die Augen. In der gen Mekka gerichteten, größeren Ost-Nische befindet sich das Mimbar, die Kanzel des Vorlesers, und hinter dieser Nische ist noch ein weiterer Raum angebracht, über den eine majestätische Kuppel sich wölbt. Hier ist das eigentliche Heiligthum: das Grab des Sultans, ein schmuckloser, großer Stein, auf dem eine Abschrift des Koran liegt. Keinerlei Malereien, da der Islam dem Bilderdienst noch abgeneigter ist, als selbst das Judenthum, sondern nur Koran-Sprüche in mächtiger Schrift reichen den Wandungen zu etwelchem Schmucke. Von den Wölbungen der Nischen hängen allerlei Lampen und Laternen herunter. Am bewunderungswürdigsten jedoch ist die Stalaktiten-Arbeit, die tropfsteinartige Verzierung, welche besonders in den Ecken der Decke angebracht ist und die meist in Gold und hellen Farben schimmert. Die alte Pracht ist nun zwar da und dort verschwunden und namentlich sollen um's Jahr 1799 die Franzosen hier nicht übel gehaust haben. Dennoch ist dieser Bau auch jetzt noch von überwältigender Wirkung.

Einem muhamedanischen Gottesdienst anzuwohnen, war uns leider nicht vergönnt, da wir zufällig nie an einem Freitage, dem Feiertag des Islams, uns in einer größeren Stadt des Orients aufhielten. Er besteht im Vorlesen und Erklären des Koran's, in Responsorien zwischen dem Imam und dem Volke, und in Gebeten, bei deren Verrichtung der Moslem sich auch einer Art von Rosenkranz bedient. — Den Lampen und Laternen nach zu schließen, scheinen auch nächtliche Gottesdienste abgehalten zu werden. Und wenn dann da die Sterne in ihrer unvergleichlichen Pracht in den offenen Mittelhof

herniederfunkeln und wenn die fanatische Rede des Imam in den matt erleuchteten Gewölben widerhallt, so kann man sich denken, zu welcher Fiebergluth die Gefühle des Gläubigen sich steigern mögen, und wie er diese Stätte nur mit dem Wunsche verläßt, die Lehre des großen Propheten, und wäre es mit Feuer und mit Schwert, immer weiter zu verbreiten.

Wie überhaupt der Islam Religion und Leben nicht von einander loszulösen, sondern auf's innigste mit einander zu verflechten bestrebt ist, dafür bürgt schon der Umstand, daß, wie dies übrigens im Mittelalter bei den Gotteshäusern häufig der Fall war, mit den größeren Moscheen gewöhnlich auch höhere Lehranstalten oder niedere Schulen, häufig auch Spitäler, Greisenasyle und ähnliche fromme Stiftungen verbunden sind.

Es ist kaum zu bestreiten, daß die monumentalen Bauten Aegyptens auf die Architektur einer Hassan-Moschee und anderer Werke der sarazenischen Zeit einen fördernden Einfluß ausgeübt haben. Umgekehrt haben aber diese Moscheen den Monumenten des alten Aegyptens wesentlich geschadet, indem z. B. unsere von 1356—58 erstellte Hassan-Moschee nachweisbar aus dem Material von Pyramiden ausgeführt wurde.

Wir steigen ein. Bald hatten wir das Stadthor Bab-el-Korafah hinter uns und merkten schon jetzt, obgleich durch Mauern uns die Aussicht verwehrt war, an dem fußtiefen Sand, durch den unser Wagen sich zu arbeiten hatte, daß wir in den Bereich der Wüste gekommen seien. Nachdem wir bei den meist zu buntfarbigen, überladenen, geschmacklosen Gräbern aus Mehemed-Alli's Verwandtschaft — die mit den einzig schönen und im edelsten sarazenischen Styl gehaltenen Denkmälern der Mameluken-Könige auf der Nordost-Seite der Stadt keinen Vergleich aushalten, uns ein wenig verweilt — traten wir plötzlich hinaus in die leibhaftige Wüste.

Erwecken unsere Hochgebirge im Beschauer das Gefühl des Erhabenen und lassen sie den Menschen in seiner ganzen Kleinheit und Unbedeutendheit erscheinen, — werden wir uns beim Anblick des sturmerregten Ozeans unserer Ohnmacht gegenüber der göttlichen Allmacht bewußt —, so ist es die Unermeßlichkeit und unsere eigene Endlichkeit und Verlassenheit, welche durch die Wüste uns auf besonders ergreifende Weise nahegebracht wird. Du stehst da gleichsam schon an den Pforten der Ewigkeit; ja es ist ein wahres Thal des Todes, das du durchschreitest. Welch' mannigfaltiges Leben auf unsern saftiggrünen, blumenreichen Alpen, auf unsern Eisfirnen, von denen die Lawinen donnernd zu Thale stäuben, oder an der Brandung des Meeres, wo du die Wogen haushoch gehen und das Schiff wie eine Nußschale auf- und niedersteigen siehst, und wo dein Ohr das Brausen der Wellen und das Heulen des Sturmwindes vernimmt! Aber hier nirgends eine Bewegung, nirgends ein Wechsel. Wo du auch hinschaust, immer das todte Einerlei. Sogar nur zwei Farbentöne, welche dem Auge sich darbieten, das Gelb des Sandes und das Blau des Himmels. Kein Laut, der dich erfreute oder erschreckte, nicht einmal ein Echo, das den Klang deiner eigenen Stimme wiedergäbe. Wie geeignet muß sich daher die Wüste erweisen, um den Menschen von außen nach innen, von der Zerstreuung zur Selbstbesinnung zu rufen! Verstehst du es nun, weshalb der Herr dem Volk Israel nicht unter den Frohndiensten und dem Gewühle Aegyptens sein Gesetz gab, sondern erst nach einer langen Wüstenwanderung beim majestätischen Sinai.

Jetzt gleitet der Wagen an der Stelle vorüber, wo jährlich unter großem Gepränge der Nil-Damm durchstoßen wird, damit das befruchtende Wasser des Stromes auch die Pflanzungen um Kairo übersluthe.

Der Dragoman heißt uns aussteigen. Eine Stätte von hohen Mauern und Schutthaufen liegt vor uns. Hier befand sich einst das ägyptische Babylon. Diese Feste wurde um's Jahr 604 n. Chr. von Amru, dem Feldherrn Omars, er-stürmt. Gleich brach er mit seinem Heere weiter gegen Alexan-drien auf. Aber da er Tauben, die in seinem Zelte zu nisten begannen, nicht stören wollte, so ließ er sein Zelt stehen, kehrte erst nach der Eroberung Alexandriens zu seinem Zelte zurück und befahl, daß hier der Grund der künftigen Landes-Hauptstadt gelegt werde. Die Stadt, die bald mächtig empor-zublühen begann, erhielt daher den Namen Fostât, d. h. das Gezelt. Freilich trat ihr dann im 10. Jahrhundert in Kairo ein gefährlicher Rivale entgegen. Als gar um 1168 die Sara-zenen selbst die Stadt in Brand steckten, aus Furcht, sie möchte sonst den Kreuzfahrern in die Hände fallen, und das Feuer, wie erzählt wird, 54 Tage in ihr gewüthet hatte, so sank sie zu ziemlicher Unbedeutendheit herab und mußte von nun an mit dem Namen Alt-Kairo fürlieb nehmen.

Doch verdient die Amru-Moschee, die älteste des Landes, und auf mehr denn 200 antiken Säulen ruhend, sowie das koptische Kloster unsere volle Aufmerksamkeit. Wir nähern uns dem Iektern. Die Josephstraße, die zu ihm führt, gleicht eher dem Laufgraben einer Festung, als der Gasse einer Stadt. Sie ist kaum vier Fuß breit und von hohen Mauern umzogen. Nur etwa des Mittags vermag ein Sonnenstrahl in diesen unheimlichen Gang zu dringen. Jedes einzelne Haus ist wieder eine Festung für sich mit schmalen vergitterten Fensterchen und kleiner, meist verschlossener Haus-thüre. Einzelne wenige, düstere, unfreundliche Gestalten huschen an uns vorüber. Ich muß gestehen, daß das längst aus-gestorbene Pompeji auf mich einen weit angenehmeren Eindruck machte. — Nun sind wir endlich bei dem Kloster der Kopten

angelangt und betreten die dem heiligen Georg geweihte Kirche. Das ist ein Gotteshaus, wie du wohl noch keines gesehen. Alles ungemein ärmlich und primitiv. Das Meiste aus Holz gezimmert und der Dachstuhl bloßgelegt. An den Wänden einige werthlose Gemälde und daneben eine Anzahl von Krücken aufgehängt, die nicht etwa zum Dank erfahrener Wunderheilungen hier aufbewahrt werden, sondern um sich bei dem drei bis vier Stunden andauernden nächtlichen Gottesdienste, dem stehend angewohnt werden muß, doch in etwas zu erleichtern. Das Eigenthümlichste aber sind die verschiedenen, durch hohe Holzgitter gesonderten Einfriedungen, welche das Kirchlein in viele einzelne kleine Abtheilungen zergliedern. Da steht der Priester im Chor, durch ein Gitter getrennt von den Vorsängern und Chorknaben, diese wieder von der Gemeinde und da noch gar die Männer von den Weibern. — Mit Kerzen versehen, steigen wir hinunter in eine unter dem Chor befindliche enge Krypta. Hier sollen, der Legende nach, Joseph und Maria mit dem Jesuskindelein ihre Zufluchtstätte vor den Nachstellungen des Herodes gefunden haben. So beelendend dies Alles nun aussah, so mußten wir uns doch sagen, daß wir hier vielleicht eines der allerältesten christlichen Gotteshäuser vor uns hatten. In derartigen schmucklosen, unscheinbaren Kirchlein mochte wohl die Gemeinde der Märtyrer und Bekenner sich versammelt haben. Leider ist die Lehre, die hier verkündigt, und der Gottesdienst, der da gefeiert wird, von der apostolischen Reinheit und Einfachheit schon weit entfernt. Die Kopten, die einzigen unvermischten Nachkommen der alten Aegypter, wie dies schon in ihrem Namen anklingt, hatten sehr frühe dem Christenthume sich zugewandt, aber auch sehr frühe der monophysitischen Sekte, die nur eine Natur in Christo annahm, sich angeschlossen. Losgelöst nun von dem gesunden Stamme der christlichen Kirche, verfielen sie in ein immer einseitigeres und geistloseres Wesen. Sie widerstunden

zwar anfänglich kräftig den Eingriffen und Verfolgungen der Muhamedaner, wurden dann auch bald in Ruhe gelassen, weil sie gegen die übrige Christenheit einen noch größeren Haß an den Tag legten, als selbst die Sarazenen, ja die letzteren wesentlich gegen die Kreuzfahrer unterstützten. Hernach aber hatten sie unter dem Drucke des Islam's genug zu seufzen. Ihre zahlreichen Kirchen und Klöster wurden meist zertrümmert; durch Abfall lichteteten sich ihre Reihen mehr und mehr und jetzt mag die einst so verbreitete Gemeinschaft höchstens noch auf 150,000 Seelen sich belaufen. An ihrer Spitze steht ein Patriarch, der zu Kairo residirt. Dann folgen Bischöfe, Priester und allerlei Kirchenbeamte. Die Geistlichkeit ist im höchsten Grade unwissend und gewöhnlich ohne irgend welche Kenntniß der alten koptischen Sprache, in der die Messe gelesen werden muß. Vom Predigen sind sie ohnedies dispensirt. Sie leben auch meist in großer Dürftigkeit und müssen sich sehr strengen Verordnungen unterziehen. Doch darf der niedere Klerus sich verhehelichen, allein nur vor dem Antritt des Amtes. Die Kopten sind auch wohl die einzige christliche Sekte, die mit Juden und Muhamedanern die Beschneidung gemein haben. Verhältnißmäßig am besten steht es mit den koptischen Schulen, in denen im Arabisch-Lesen und -Schreiben ordentlich unterrichtet wird. Die Kopten sind überhaupt die Schreiber und Notare Aegyptens und wissen sich so noch manchen Vortheil zuzuwenden. In neuerer Zeit hat die abendländische Mission, besonders die Englands, auch diese erstorbene Kirche neu zu beleben gesucht. Allein bei dem mißtrauischen, verschlagenen Charakter der Kopten hält die Arbeit unendlich schwer. Die Kleidung der Kopten ist der der Muselmänner ganz ähnlich; einzig die dunkle Farbe des Turbans, in welcher man ein Zeichen der Trauer erkennen will, bildet ein sicheres Unterscheidungszeichen. Der Einblick in diese Koptenkirche, in dieses Koptenquartier, in das sich ein leiblich und geistig arme

Christenhäuflein gegen die Bedrückung des Islam's, gegen die Raubanfälle der Beduinen und gegen den Sand der Wüste vermauert und verschanzt hat, war allerdings ungemein interessant, und dennoch waren wir herzlich froh, diese finsternen Räume, diese gespenstische Grabesstille mit dem lieben Sonnenlichte, ob es auch ordentlich brannte, und mit dem lustigen Leben und Treiben, das sich an dem, dem Nil zunächst gelegenen Theil der Trümmerstadt fund that, zu vertauschen.

Da war es wieder Jahrmarkt, wenigstens sah es gerade so aus. Bude reihte sich an Bude, und in ihnen spielten Eßwaaren und Kleidungsstücke eine Hauptrolle. Dazu ein Rennen und Jagen, ein Rufen und Schreien ohne Maß. Und weil die Straße von Palmen- und andern grünen Zweigen überdacht war, wirklich eine Art von Laubhüttenfest. Wir machen uns Bahn ins Freie und da fließt dicht hinter diesen Buden in ziemlich tiefem Bette der räthselhafte Nilstrom.

Es gibt viele Flüsse, welche äußerlich betrachtet weit imposanter dahindrauschen, als der Nil, aber für das Auge unseres Geistes hat dieser Nil, der uns durch Jahrtausende und abermals Jahrtausende bis an die Wiege des Menschengeschlechtes hinführt, etwas ganz besonders Erhebendes und Ergreifendes. Der Nil, vom griechischen *Νεῖλος* und dieses wieder vom indischen *Nilas*, d. h. das „Schwarze“, abgeleitet, wurde von den Israeliten *Schichor* oder *Jeor*, von den Aegyptern *Jaro* oder *Hape* genannt, was Alles so viel als der „Dunkle“ bedeutet. Und dunkel ist seine Farbe je gegen das Ende seines Steigens; dunkel war lange die Ursache seines jährlichen Zu- und Abnehmens, und dunkel auch bis auf die neueste Zeit sein eigentliches Quellengebiet. Erst 1862 hat Speke mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit seinen Ursprung aus dem *Ukrewa-See* nachgewiesen, während man allerdings schon früher wußte, daß die starke Regenzeit Nubiens und Abyssiniens das

Anschwellen des Stromes nach sich ziehe. Daß der Nil von den alten Aegyptern als eine der vornehmsten Gottheiten betrachtet wurde, ist sehr leicht zu begreifen. Denn nicht nur ist der ganze Landbau von ihm weit abhängiger, als von dem sozusagen wechsellosen Himmel; nicht nur hat er fort und fort dem Lande seine Fruchtbarkeit erhalten und vermehret, sondern er hat den Kulturboden Aegyptens recht eigentlich erst geschaffen. Daß das ganze Delta sein Werk ist, leuchtet ein; aber selbst in Oberägypten ist aller gute Boden angeschwemmtes Land, wesentlich aus Nilschlamm bestehend. Ja in dieser Beziehung ist der alte Vater Nil nur zu thätig und freigebig, indem im Laufe der Jahrtausende der Boden sich so gehoben hat, daß das Nilwasser mit je länger je mehr Schwierigkeiten über den immer höher werdenden Uferrand sich ergießen kann, und daher die Wüste dem Strom immer näher und näher rückt. — Von der Treulichkeit des Nilwassers war schon oben die Rede. Erwähnt sei nur noch, daß die Türken, bevor sie an den Nil gehen, häufig tüchtig Salz essen, um desto mehr trinken zu können. Wie ja ähnlich in unsern Wirthshäusern öfters mit dem Salz auch nicht gespart wird. Allerdings nicht wegen des Wassers! — Erst wenn man erwägt, wie köstlich das Nilwasser dem Aegypter von jeher gewesen ist, begreift man dann das Furchtbare jener Plage, nach welcher das Wasser des Jeor's stinkend wurde, so daß Moses sprach: „Und den Aegyptern wird eilen zu trinken des Wassers des Jeor's.“ Exod. 7, 18. — Da das Steigen des Nils bei Kairo erst zu Anfang Julis eintritt und seinen höchsten Grad sogar erst gegen Ende Septembers erreicht, so war er, als am 7. Juni, natürlich verhältnißmäßig ziemlich wasserarm. Auch war das derzeitige Leben an und auf dem Strome kaum ein schwacher Abschatten von dem Freudengewühl, welches die „Nacht des Tropfens“ und das Durchstechen der Dämme mit sich bringt. An alterthümlich

getakelten Barken, die zu- und abfuhr, an Menschen, Eseln und Kameelen, die übergesetzt wurden, und an Badenden fehlte es freilich nicht, und plötzlich sahen wir uns inmitten in eine Szene hinein versetzt, die ich meiner Lebzeit nie vergessen werde.

Raum nämlich hatten die Bootleute uns Bläßgesichte am erhöhten Uferstrand erblickt, als ihrer ungefähr fünfzehn wie im Sturm zu uns hergerannt kamen, zähnefletschend und wahrhaft brüllend ihre Schiffe anpreisend und je einer den andern verdächtigend und verwünschend. Unser Dragoman hatte seine schwere Noth, mit der Karbatsche diese wilde Horde uns vom Leibe zu halten. Jetzt wird einer auserwählt. Sofort machen sich die vierzehn andern auf ihn her und schlagen ihn zu Boden. Er weiß sich zu entwinden, eilt auf sein Schiff. Aber die Andern ihm nach, packen ihn, würgen ihn, heben ihn über die Brüstung seines eigenen Schiffes und sind drauf und dran, ihn in den Nil zu werfen. Wir natürlich bleiben auch nicht müßig, springen unserm Mann zu Hülfe und wissen ihn endlich aus den Händen dieser Kannibalen zu befreien. Er stöhnt dankbar gen Himmel sein: „Allah ferim!“ „Allah ist groß!“

— Mir aber war's unter all' dem Schreien und Fluchen, Toben und Wüthen, als stünde ich mitten unter den Wilden der Südsee. — Doch, beruhige dich, lieber Leser, dies Alles war, wie man uns später berichtete, der reinste ägyptische Schwindel, ein öfters angewandter Kunstgriff, um bei dem treuherzigen Reisenden das Erbarmen für das Opfer rohester Behandlung zu erwecken und einen um so beträchtlicheren Bafschisch zu erzielen.

Endlich löst sich die Kette. Wir stoßen ab, um die gegenüber liegende Insel Roda oder Roudah zu besuchen. Diese Insel bietet ein mehrfaches Interesse. Vorerst wird nach der Ueberlieferung hierhin die anmuthige Geschichte von der Rettung

des kleinen Moses durch des Pharao Tochter Thermuthis verlegt. Und wenn man bedenkt, daß diese Insel von Alters her den ägyptischen Königsfamilien als Lieblingsaufenthalt gedient, daß es hier besonders geeignete Badeplätze gibt und gerade hier das Schilf in großer Menge steht, so wird man gegen diese Tradition mit Fug und Recht so viel nicht einwenden können. Sodann ist am Südennde dieser Insel in einem viereckigen Gebäude, in welches das Wasser unten durch Zugang hat, der vielermähnte Nilmesser angebracht. Zur Zeit des Steigens des Nils beobachten Regierungsbeamte mit gespannter Aufmerksamkeit die mit Strichen versehene, aus dem Wasser emporstehende Säule. Täglich werden Ausrufer nach Kairo gesandt, welche der Bevölkerung den Wasserstand genau verkündigen müssen. „Achtzehn Ellen ist das geringste Maß, welches das beinahe regenlose, sonnenverbrannte Land erfordert. Zwanzig Ellen sind gut, zweiundzwanzig die Erfüllung aller Wünsche. Was aber darüber kommt, das ist vom Argen, da man auf so reichen Wassersegen nicht eingerichtet ist, die Dämme beschädigt werden und durch den viel zu sehr verzögerten Abfluß einerseits die Landarbeit wesentlich beeinträchtigt wird, andererseits schädliche Ausdünstungen, welche die Pest und ähnliche Seuchen zur Folge haben, erzeugt werden.“ — Den Nilmesser kannte schon das alte Aegypten. Dieser hier wurde vor etwas mehr denn tausend Jahren durch den Khalifen Motawakel erstellt.

Schließlich wurde diese Insel von Ibrahim Pascha in einen wahren Bauberggarten verwandelt. Datteln und Sagopalmen, Kautschuk- und Theebäume, Kaffee- und Zimmtsträucher, Aloe- und Kaktus-, Orangen-, Citronen-, Bananengruppen, Dickichte von mächtigen Bambus- und anderen Rohren: das Alles findet sich hier wie in einem indischen Urwald vereinigt, und wo man irgend in eine Richtung tritt, da sieht

man hinaus auf die Pyramiden, oder auf die Wüste, oder auf Kairo, oder auf den heiligen Nilstrom.

Allein dieses Feeneiland zu betreten, ward uns nicht vergönnt. Warum? Weil vor Kurzem die Harem-Damen eines Sohnes des Vizekönigs sich hier für einige Zeit niedergelassen hatten. Gegenüber einer solchen Logik der Thatfachen wäre natürlich alles Bitten und Batschisch-Versprechen thöricht gewesen. Wir mußten uns eben mit einer kleinen Nilfahrt begnügen.

Erst als wir um die Südspitze der Insel bogen, sahen wir auch den Nil in seiner ganzen, majestätischen Breite von ungefähr 3000 Fuß; vorher hatten wir uns nur in einem schmalen Seitenarme bewegt. Ich tauchte meine Hand viel und oft in die Fluthen des gelblichen Stromes und sah sehnsüchtig nach dem jenseitigen Gizeh und nach den Pyramiden, die sich unmittelbar hinter jenem Palmenwalde zu erheben schienen. Zum Reden waren wir nicht sonderlich aufgelegt. Ein Jeder saß in sich gefehrt da, als gedächt' er vergangener Zeiten. Nilpferd ließ sich leider keines erblicken, noch „schoß aus den Wassern ein großes Krokodil.“ Wir glitten so still und friedlich dahin, als säßen wir in einer Gondel auf Venedigs Lagunen. Und doch, welche andere Welt um uns her, und welch' eine neue Welt in unseren Gedanken und Gefühlen! — Schon neigt sich die Sonne gegen den Horizont. Wir müssen fort! Fort von jenen Schiffergestalten, welche eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den bekannten Figuren aus Karnaks und Thebens Gemächern und Tempeln darboten; fort von dem ehrwürdigen Nil, von diesem Strom der Segnungen, wie kein anderer.

Aber ehe ich vom Nil ganz Abschied nehme, muß ich mit einem Worte wenigstens die Art und Weise berühren, nach welcher dieses köstliche Nilwasser in die entlegenen Gegenden

geführt wird. Da sind es nun vorerst eine Anzahl künstlicher Kanäle, Teiche und See'n, in welche der angeschwollene Strom sich ergießt. Am berühmtesten ist der von Sesostris (1500 v. Chr.) oder von Necho (615 v. Chr.) angelegte, 45 Meilen lange Josephskanal. Alle Kulturgründe nun, in welche der Nil direkt geleitet werden kann, nennt man „Rei-Ländereien“, während die anderen, die künstlich bewässert werden müssen, „Scharaki-Ländereien“ heißen. Die künstliche Bewässerung geschieht theils durch Schöpfräder, die durch Thiere oder durch Menschen in Bewegung gesetzt werden, theils durch Schöpfmaschinen, d. h. durch einen an dem einen Ende eines Balanciers angebrachten Eimer, der in das Wasser niedergelassen, in die Höhe geschneelt und umgeworfen wird. -- Man macht sich gewöhnlich bei uns eine ganz irrige Vorstellung von der Bewässerung Aegyptens durch den Nil. Man meint, der ägyptische Bauer habe seine Hände nur in den Schooß zu legen und nur abzuwarten, bis der gefällige Nil ihm sein Land befeuchten und bedüngen werde. Dem ist aber gar nicht so; denn ohne die allergrößte Sorgfalt in Bezug auf seine Dämme und Kanäle, und häufig ohne durch das allermühsamste Schöpfen und Begießen erhält der ägyptische Bauer gar nichts. Und wenn der Nil niedrig bleibt, so ist alle seine Arbeit umsonst und steht ihm nur Hunger und Elend in Aussicht, ihm, der durch jenen Gewaltstreich Mehemed-Ali's von einem Tag auf den andern vom Eigenthümer zu einem bloßen Lehmzmann oder Leibeigenen erklärt wurde und durch fast unerschwingliche Abgaben zu Boden gedrückt wird. Es ist überhaupt merkwürdig, wie kaum ein anderes Land so häufig und so furchtbar von Hungersnöthen heimgesucht wird, als Aegypten, diese Kornkammer der Welt. Mit wie viel Mühe und Noth die Bodenkultur Aegyptens verbunden sei, geht schon aus jenem Vergleiche Aegyptens mit Kanaan (5. Mos. 11,

10, 11 und 12) hervor, wo es heißt: „Denn das Land, wohin du kommest, es einzunehmen, ist nicht wie das Land Aegypten, woraus ihr gezogen, wo du deine Saat säetest und wässertest mit deinem Fuße, wie einen Kohlgarten. Das Land, wohin ihr übergehet, es einzunehmen, ist ein Land mit Bergen und Thälern, vom Regen des Himmels trinket es Wasser; ein Land, worauf Jehovah, dein Gott, Aht hat; beständig sind die Augen Jehovah's, deines Gottes, darauf, vom Anfange des Jahres bis zum Ende des Jahres.“

Nun, Gott befohlen, du lieber, alter Vater Nil. Wir springen an's Ufer, schwingen uns in den Wagen und eilen, zur Linken den von mannhohem Schilf eingefassten Nil, zur Rechten liebliche Gartenanlagen, Bulak, der Hafenstadt von Kairo, zu, wo wir uns jedoch nicht säumten. Denn das ägyptische Museum ist geschlossen und im Kloster der Dervische wird, da es nicht Freitag ist, kein Tanz aufgeführt. Von Bulak führt eine Allee von Sandelbäumen in östlicher Richtung gen Kairo. Einzig bei einem Palmenwäldchen machten wir einen kurzen Halt, um uns zum Andenken einige Palmzweige zu nehmen und sagen zu können, wir hätten nicht nur unter Palmen, sondern in einem Palmenwald geluftwandelt.

Im Hotel angelangt, wartete unser ein letzter Hochgenuß. Nachdem wir uns nämlich nicht ohne Gefahr vermittelst einer Leiter durch eine Luke auf das platte, aber unverzeihlicher Weise für die Fremden gar nicht hergerichtete Dach unseres Hotels emporgearbeitet und auf der durch die Hitze ganz erweichten Asphaltdecke endlich einen festen Standort gefunden hatten, bot sich uns daoben ein Anblick dar, der uns die Pracht und Eigenthümlichkeit Kairo's und seiner Umgebung noch einmal wie in einem einzigen, herrlichen Gemälde zusammenfaßte. Rings um uns die zierlichsten, von Palmen und Bananen beschatteten, durch Fontänen bewässerten Hofräume, in welche

so selten der Blick eines Fremden dringen kann. Werden ja doch zu den Mueddins gewöhnlich nur blinde Leute ausgewählt, damit sie von ihren Minarets herab nicht etwa die Geheimnisse des Hauses auskundschaften möchten. In weiterer Ferne dehnte sich die Stadt und um sie her die ägyptische Landschaft, der finstere Mokattam, die gelbe Wüste, die schnee-weißen Pyramiden und im Westen die feurigen Strahlen der untergehenden Sonne, und um Alles und über Alles die ägyptische Abendluft mit all ihrem unaussprechlichen Zauber.

Der Goldgrund des Abendhimmels erblaßte. Es war, als ob ein Gewitter sich ansammelte. Aber die Wolken waren nicht graulich und dunkel, wie bei uns, sondern halb ins Violette, halb ins Karmoisinrothe spielend. Und bis spät in die Nacht hinein wehte ein wahrer Glühwind uns entgegen. Das war der Samum, der über den Sand der Wüste strich und vielleicht einem armen Pilger Schrecken und Verderben brachte.

Am folgenden Morgen, den ich nach einer ziemlich fiebererregten Nacht begrüßte, war jedoch wieder Alles hell und klar. Ach, wie gerne hätten wir schnell einen Abstecher nach Suez gemacht, um noch tiefer in die wunderbare Wüste einzudringen, und um die merkwürdigen, kolossalen Kanalbauten zu besichtigen, die unter Lessép's energischer Leitung betrieben und trotz alles Kopfschüttelns ihrem preiswürdigen Ende zugeführt werden! Eine Eisenbahnfahrt von einigen Stunden bloß hätte uns dorthin gebracht. Allein der größte Tyrann der Welt, die Zeit, nöthigte uns, von solcherlei Gelüsten abzustehen.

Nachdem wir unsere Rechnung — und sie schmeckte nicht so süß wie Milwasser, war doch die Flasche soit-disant Bordeaux zu 11 Franken angesetzt — bereinigt, sagten wir der Khalifenstadt mit ihrem bunten Trachtengewimmel, mit ihrer durch und durch sarazenischen Physiognomie und Lebensweise,

mit ihrem mittelalterlichen Märchenduft unser dankbares Lebewohl, fuhren dem Bahnhof zu und dampften etwa um 9 Uhr nach Alexandrien zurück.

Haben Sie ihn gesehen? fragt mich mein beleibter Nachbar im Waggon. — Ja, wen denn? — Ei, den Abd-el-Kader, der auf der Station mehrmals an uns vorüberschritt. — Ob ich ihn gesehen, ich weiß es nicht. Ich sah wohl das große Gedränge, die vielen Beamten. Alles wollte auf diesen Abend zum großen Königsfeste nach Alexandrien. Vielleicht habe ich ihm in's Auge geschaut, jenem arabischen Emir, der den Franzosen durch seine List und Tapferkeit so viel Noth und Schrecken verursacht hatte. Aber bewußt war ich mir dessen nicht. Man tröstete mich, er sei in unserem Zuge und werde in Tantah aussteigen, um das Grab eines Heiligen zu besuchen. Allein auch dort sah ich mich vergeblich nach ihm um.

Da die landschaftlichen Bilder die nämlichen sind, wie bei der Hinfahrt, so wollen wir die Gesellschaft im Waggon noch etwas näher betrachten. Da ist vorerst eine junge Französin, welche die Stelle einer Erzieherin in Kairo versehen und nun, mit Erinnerungszeichen schwer beladen, die Heimreise antritt. Sie ist sehr gesprächig, und namentlich geschickt, ihre überlästige Bagage ihrer Umgebung zur vorläufigen Aufbewahrung anzuvertrauen. Ein Herr erhält einen Käfig mit einem kleinen, grünen Papagayen, ein anderer eine Tasche mit Lebensmitteln, und mir übergibt sie huldvollst einen Korb mit verschiedenartigen Steinen und einer Flasche Nilwasser, welche Last während etlicher Stunden und bei einigen 30 Graden Réaumur auf den Knien halten zu dürfen, für mich gewiß sehr schmeichelhaft war. In der anderen Ecke sitzt ein stattlicher Herr von braungelblicher Gesichtsfarbe, eine ächte Pflanzenererscheinung. Er ist, glaub' ich, auch ein Franzose, aber seit seiner Jugend in Aegypten niedergelassen. Zweimal ist er der Pest und einmal der

Cholera mit heiler Haut entronnen. Er macht uns sehr verdankenswerthe Mittheilungen über ägyptisches Volksleben, sagt uns, daß er, um seine zwei Pferde bei einem europäischen Schmied beschlagen zu lassen, 25 Franken bezahlen müsse, dem arabischen Schmied gebe er nur vier Franken. Ein europäischer Kutscher komme auf 60 Franken monatlich mit freier Kost zu stehen, ein arabischer erhalte auch 60 Franken, aber ohne Kost. Er schildert uns den Fellah als mehr verschlagen, denn als intelligent, als schmutzig, unzuverlässig und diebisch, und meint, wenn man ihm nicht hin und wieder die Fußsohlen tüchtig durchschlage, so sei nichts mit ihm anzufangen. Ganz die gleiche Sprache, wie sie die Plantagenbesitzer in den Südstaaten über die Neger zu führen pflegten. Am interessantesten ist unstreitig mein schon erwähnter dicker Nachbar. Zwei große goldene Ketten kreuzen sich über seiner Brust, die Finger sind mit glitzernden Ringen wohl versehen. Bald hab' ich in ihm den ächten Sohn Jakob's entdeckt, und er, hocherfreut über mein lückenhaftes Hebräisch, fragt mich ernstlich, ob ich nicht ebenfalls dem heiligen Volke Gottes angehöre. Dann zeigt er mir mit selbstgefälligem Lächeln ein in einem kleinen Gläschen aufbewahrtes Pergamentstückchen, auf welchem die zehn Gebote in hebräischer Schrift geschrieben stunden, und versichert, daß er ohne dieses heilige Amulet niemals eine Reise antrete. Dessenungeachtet erzählt er mit sichtlichem Behagen, wie er eine ägyptische Prinzessin, die ihn mit dem Ankauf einer großen Dampfmaschine auf der Londoner-Ausstellung betraut, um ein schönes Sümmlen habe pressen können. Noch war er in Unterhandlungen wegen der Maschine, als er eine Depesche erhielt, die Prinzessin abstrahire von jeglichem Ankauf. Wie er den Fabrikanten hievon benachrichtigte, ließ er jedoch zugleich durchblicken, bei einem bedeutenden Rabatt würde er dennoch kaufen. Der Rabatt wird gestattet, die Maschine auf ein Dampfschiff

verpackt, aber noch auf dem Schiff kann er sie mit reichem Gewinn an einen Dritten verhandeln. In Alexandrien angelangt, meldet er sich bei der Prinzessin und zeigt ihr an, daß die Maschine nun da sei. Die arme Prinzessin kommt ganz außer Fassung, weiß sich gar nicht zu helfen. Und als nun ihr Vertrauensmann hochherzigst ihr anbietet, gegen eine kleine Entschädigung die Maschine übernehmen zu wollen, dankt sie ihm gerührt als einem wahren Retter aus der Noth und läßt ihren getreuen, uneigennützigen Diener für die Reise so schön honoriren. Er aber schämt sich nicht, öffentlich zu prahlen, daß er an dem Ankauf, Verkauf, an der Entschädigungssumme und dem Reisegeld baare 50,000 Franken Profit in die Tasche geschoben habe, und meinte triumphirend zu mir: „Nicht wahr, so verlohnt es sich doch der Mühe, nach London an die Ausstellung zu gehen?“

Daß Aegypten mit seiner uralten Geschichte, mit seinen Riesenbauten, mit seinen Sandwüsten, mit seinem Nil, seinen Palmen und Bananen, das Land der Zauber, der Räthsel und Wunder genannt wird, ist allbekannt, weniger vielleicht, daß der moderne Schwindel dort in jüngster Zeit ein noch fast ergiebigeres Feld gefunden hat, als selbst in Amerika.

Aegypten, zuerst durch seinen Kastengeist und hernach durch den muhamedanischen Fanatismus der abendländischen Kultur fast gänzlich verschlossen, wurde erst durch den weltbewegenden Corsen der Civilisation wieder zugänglich gemacht. Nach jener berühmten, nach ihren unmittelbaren Erfolgen eigentlich verunglückten und dennoch höchst folgewichtigen französischen Expedition, zog es namentlich manchen Franken, die Wunder zu schauen, von denen die braven Soldaten Kunde gebracht hatten, oder mit Gewerbe und Handel sein Glück in diesem zukunftsreichen Lande zu versuchen. Auch trachteten von dieser Zeit an die ägyptischen Herrscher, die einen mehr, die anderen weniger,

abendländische Elemente: Handwerker, Industrielle, Banquiers, Aerzte, Offiziere, Gelehrte, theils zu Privatangelegenheiten, theils zum öffentlichen Landeswohl zu gewinnen. Sodann stand es sowohl in Frankreichs als in Englands hohem Interesse, die Niederlassung seiner Angehörigen in Aegypten möglichst zu begünstigen, um dadurch einen beständigen Einfluß auf dieses, für den ganzen Orient so wichtige Land zu erhalten. Endlich ist nicht zu vergessen, daß seit dem amerikanischen Kriege die ägyptische Baumwolle unzählige Speculanten angelockt hat. Diese schamlosen, nimmersatten Blutsauger treiben ihr Geschäfte in der Milschlammhütte des Fellah, dem sie seine Erzeugnisse auf die unwürdigste Weise abzuschwindeln wissen, bei privaten und öffentlichen Verwaltungen, am schwunghaftesten aber am Hofe selbst, wo die Nachlässigkeit oder der dummstolze Uebermuth der Bizetönige sie erst noch recht unterstützt. Als Beleg hiezu nur noch ein Mütterchen, das mir als buchstäblich wahr mitgetheilt wurde.

Vor Jahren kam ein gewisser, übelberücktigter B. aus Frankreich nach Alexandrien. Er war ohne Vermögen, aber fest bis zur Unverschämtheit, rührig und in seinen Mitteln verlegen. Unbegreiflich schnell mußte er sich auch die Gunst des Bizetönigs zu erschleichen. Der Bizetönig schenkt dem B. in reizender Lage vor der Stadt einen schönen Bauplatz. B. baut herrlich und prächtig, wie ein Fürst. Aber nun hat er alle seine Hülfsmittel erschöpft. Zum Ameublement findet sich nichts mehr vor. B. geht zum Bizetönig, der sich einmal anerkennend über diesen Bau ausgesprochen, und bittet ihn, diese Villa als schwaches Zeichen seiner Dankbarkeit hinnehmen zu wollen. Der Bizetönig weigert sich anfänglich, muß dann aber den ungestümen Bitten weichen und läßt dann Alles auf königliche Weise herrichten. Der Sommer kommt. Der Bizetönig trifft gelegentlich mit Madame B., einer ehemaligen Schauspielerin,

zusammen. Sie ist sehr blaß und leidend, und als der König sich nach ihrem Befinden erkundigt, so entgegnet sie seufzend, es sei eben gar angreifend, wenn man auch den Sommer über in der Stadt zubringen müsse. Augenblicklich verordnet der Vizekönig, daß die erwähnte Villa mit Ameublement und Allem der Madame B. übergeben werde.

Der Vizekönig hat für seinen Palast zwölf große Spiegel nöthig. Der gleiche B. erbietet sich, selbige von Paris kommen zu lassen. Die Kisten langen an. Beim Oeffnen findet sich Alles in tausend Stücke zerschlagen. Der Preis war gleichwohl auf eine Million Franken gestellt. Der Vizekönig zahlt; als er aber vernommen, daß B. in Paris nur schöne Spiegelrahmen und eine Unmasse von Spiegelscherben angekauft, wird er wuthentbrannt und läßt den B. zum Zimmer hinauswerfen. Aber B., nicht blöde, steigt hurtig von der Veranda her durch ein offenes Fenster wieder hinein, wirft sich der Majestät zu Füßen und fleht um Gnade. Das amüsirt den König, er reicht dem Schurken die Rechte — und zu eben dieser Stunde trägt B. sein Haupt wohl noch höher als je. — Allen Schwindlern hie zu Lande möchte ich daher den guten Rath geben, doch lieber diese verhältnißmäßig unfruchtbare Gegend zu verlassen und vielmehr das ergiebigere Aegypten aufzusuchen.

Unter derartigen Gesprächen über die ägyptische Wirthschaft langten wir etwa um drei Uhr in Alexandrien an. Hier war Alles in Aufregung wegen des großen Festes, welches der Vizekönig auf diesen Abend zu Ehren der europäischen Honoratioren anberaumt hatte.

In unserem Hôtel d'Angleterre war nur mit Mühe ein Zimmerchen zu erhalten, so sehr war Alles über und über angefüllt; und noch mehr Mühe kostete es, bis wir wieder in den Besitz der Effekten gelangten, die wir während unseres Ausfluges nach Kairo allda zurückgelassen hatten. Um wo

möglich noch Eintrittskarten zum königlichen Feste zu erhalten, begaben wir uns zu dem preussischen und, weil dieser schon abwesend war, zum französischen Konsul. Den zahlreichen Schweizern dort einen Konsul zu geben, hielt man dazumal, und fast glaube ich, noch jetzt, für überflüssig. Aber alle unsere Schritte waren vergeblich, und so mußten wir denn nichts Anderes, als ergeben in unser Schicksal an Bord unseres „Stambul's“ zurückzukehren.

Der Kapitän empfing uns ungemein freundlich, erkundigte sich sofort, ob wir Karten für diesen Abend hätten, und als er unsere verneinende Antwort erhielt, so sagte er uns, ihm und dem Premier-Lieutenant seien welche zugesandt worden, sie könnten aber das Schiff nicht verlassen und darum trage er gar keine Bedenken, uns diese Karten anzubieten. Schnell wurden die nöthigen Vorkehrungen getroffen, ein Boot für uns in Bereitschaft gestellt und gegen 9 Uhr Abends traten wir, mein Freund als Kapitän St., ich als Premier-Lieutenant J., die Fahrt nach dem vizeköniglichen Palaste Ras-el-Tyn an. Wie wir aber anlegen wollten, so fanden wir da eine Abtheilung türkischen Militärs aufgestellt und der Offizier bedeutete uns, daß er strenge Ordre habe, Niemanden von der Seeseite her landen zu lassen. — Unsere Matrosen luden uns daher an einer beliebigen Stelle des Hafens aus. Es war stockfinstere Nacht, und wir wußten schlechterdings nicht, wo wir waren und welchen Weg wir einzuschlagen hätten. Glücklicher Weise entdeckten wir bald zwei Eselsjungen mit ihren Thieren. Wir vertrauten uns ihnen auf gut Glück an. Aber dieser einsame Nachtritt durch enge Gäßchen wohl eines der verrufensten muhamedanischen Quartiere war kein gemüthlicher. Wir hielten uns ungefähr auf fünf Schritt Distanz, damit, wenn der Eine in einen Hinterhalt fiel, der Andere ihm noch beispringen könnte. Der Zeigefinger war nicht ferne von der Zunge des scharfgeladenen, gespannten Terzerols. Doch lenkten

wir bald in eine breite Straße ein, wo unzählige Pechpfannen emporloderten und auf die dahin rasenden und rasselnden Reiter und Wagen die grellsten Schlaglichter warfen. Es war ein furchtbares, wildes und gefährliches Gedränge, das sich gegen die Hofburg zu bewegte, und wir auf unseren störrigen Eseln hatten oft verzweifelt schweren Stand. Endlich langten wir, allen Gefahren glücklich entronnen, vor der Palastpforte an. Die Karten wurden abgegeben und wir durchritten nicht sonderlich majestätisch den Hofraum. Jetzt steigen wir ab und sehen gleich zu unserer Beruhigung, daß unsere Esel nicht die einzigen gewesen, die sich in diese hoheitlichen Räume verirrt. Zwei Ehrenkavaliere mit obligaten Armbinden geleiten uns ins Innere des Palastes. Zuerst durchschreiten wir einen langen, prächtigst drapirten Korridor, dann gelangen wir in einen Saal, der in einen wahren Zaubergarten verwandelt ist: Palmgebüsche, Bananengruppen, wohlriechende Stauden, hie und da Springbrunnen und Cascaden, die Luft mit Rosenduft geschwängert und das Alles von vielen hundertten von Gasflammen erleuchtet. Zwei breite Treppen, von zierlichen Blumenwinden eingefast, führen hinauf in den über diesem Garten sich befindenden achteckigen Hauptsaal. Welch' verschwenderische Pracht, welch' buntes Durcheinander empfängt uns erst da! In diesen goldverzierten Räumen, unter diesen kostbaren Kronleuchtern summt und rauscht die massenhafte Festwelt hin und her. Zu einer schmetternden türkischen Musik wird eine Quadrille nach der andern aufgeführt. An eine Säule gelehnt, betrachten wir uns manch' eine edle Gestalt des fernen Abendlandes oder der träumerischen Levante. Noch bunter und reicher als das Kostüm der Damen war dasjenige der Herren: Land- und See-Offiziere, Griechen, Armenier, Perser und zwischen durch der leidige Schwalbenschwanz. In einiger Entfernung saßen oder stunden in ihren seidenen Gewändern und den ummen Türkenfäbel an der Seite einige hohe Würdenträger

des Reiches, die mit offenkundiger Verachtung, ja mit eigentlicher Ingrimme dieser Entweihung altehrwürdiger und heiliger Sitte zusahen. Immer erwarteten wir, die Majestät werde erscheinen und dann die Vorstellungen beginnen. Allein es schien hier eine andere Hofsitte zu herrschen, als im Abendlande. Der König war, wie man uns dann sagte, schon von Anfang anwesend und bewegte sich, von einigen Ministern und bevorzugten Gästen gefolgt, im Saale auf und ab. Schnell öffnete sich, wo er hintrat, eine Gasse durch den dichten Menschenknäuel, die sich aber eben so schnell, wie sie sich gebildet, wieder schloß.

Ismaïl Pascha, so heißt nämlich der gegenwärtige Vizekönig, erschien ziemlich nachlässig, sowohl in Kleidung als Haltung. Den türkischen Waffenrock trug er offen. Auf demselben funkelte das Großkreuz der Ehrenlegion und unter demselben glänzte das Grand Cordon. Von Statur ist er eher klein, aber fest, untersezt und stark. Aus seinem Gesichte konnte ich nicht recht klug werden; es redete aus demselben ein merkwürdiges Gemisch von Blasirtheit und geistiger Regsamkeit, von Gemeinheit und von Anstand. Etwas Imponirendes oder gar Königliches sucht man jedenfalls bei diesem Monarchen vergeblich.

Ich hatte für einstweilen genug gesehen. Mein Magen verlangte nunmehr auch nach seinem bescheidenen Theil. Die Platteau's voll Zuckerzeug und Gefrorenem, welche die Hofdiener wohlweislich mit erhobenen Armen hereintrugen und nur vor den Damen niederließen, wollten mich nicht befriedigen, erweckten in mir vielmehr einen geheimen Aerger gegen die vizekönigliche Gastfreundschaft. Da kam mir plötzlich ein glücklicher Gedanke! Ich schlug nämlich meinem Freunde vor, einen solchen Diener, der eben den Saal verlassen wollte, bis zu jenem Punkte zu verfolgen, wo er seinen Vorrath herbezog. Wir schlichen ihm also nach, wie sein Schatten, folgten

ihm durch Brunkgemächer und Korridore. Und „Allah kerim“ auf einmal traten wir in einen hohen kühlen Saal, wo es erst recht gemüthlich zuing. Da konnte man sich bequem auf schwellende Divans hinsetzen. Und hinten in diesem Saal, da war ein Büffet, viel eleganter als in der prächtigsten Eisenbahn-Restaurations, und da konnte man Champagner und Bordeaux und Pasteten und Eis, kurz Alles, wonach man gelüstete, beordern und sich verabreichen lassen. Alles auf Rechnung des königlichen Festgebers. Das war so etwas für die junge Handelswelt Alexandriens. Da wurde zu Ehren des Bizekönigs nicht übel gezechet und verzehrt.

In einem Zimmer zur Rechten dieses Saals saßen hinter Haufen von Goldstücken mehrere leidenschaftliche Spieler, und noch in einem anderen Raume war das Eldorado für die Raucher. Da lagen ganze Batterien von Kistchen feinsten Havannah's und türkischer Cigaretten für Jedermann in Bereitschaft und fanden auch zahlreiche und häufig nicht eben sehr bescheidene Liebhaber. Daß auch wir uns einen ordentlichen Griff gestatteten, wird uns wohl Niemand verübeln.

Jetzt wird auf Barken, die im Hafen hin- und herfahren, ein großartiges Brillantfeuerwerk abgebrannt und der Palast selbst leuchtet in einem wahren Flammenmeer. Um Mitternacht ist das Festmahl. Man vertheilt sich in zwei Säle und nimmt an runden Tischchen zu vier und acht Personen, wie es sich gerade trifft, Platz. Auf jedem Couvert befindet sich ein niedliches, in Rosenöl gebadetes Bouquet, und zu beiden Seiten je eine Glanzkarte, auf der die feinsten und seltensten Weine und alle Vederbissen des Festlandes, des Süß- und Salzwassers in Goldlettern verzeichnet sind. Man speist à la carte. Ein französisch sprechender Aufwärter harret dienstbeflissen, welche Namen du auf der Karte mit deiner Fingerspitze berühren werdest, und bringt dir das Gewünschte auch sofort mit wunderbarer Geschwindigkeit. Das „Tischlein deck' dich!“

ist kein Märchen mehr, es ist zur Wirklichkeit geworden. Das war ein Leben, eine Fröhlichkeit! Schwindler B. durfte natürlich auch nicht fehlen. Er stolzirte dicht neben uns vorbei. Und für Schwindler war dieser Abend wieder ein guter Fund. Hatten doch die Uebernehmer des Festes, wie wir später in einer Zeitung lasen, 25,000 Flaschen Wein, 20,000 Stück Cigarren und im Ganzen eine Kostensnote von nahezu einer Million Franken angesetzt.

Um ein Uhr versprach der Kapitän uns abholen zu lassen. Schlags ein Uhr begaben wir uns an das nun zugängliche Gestade und Schlags ein Uhr hörten wir auch schon den taktmäßigen Ruder Schlag unserer Matrosen, die sich nach ächter Soldatenart pünktlich einfanden und vorsorglichst uns Ueberzüge und Decken mitgebracht hatten.

Es war eine einzig schöne Nacht, eine Seefahrt, wie ich sie kaum mehr erleben werde. Am Palaste flimmerten immer noch die tausend und aber tausend buntfarbigen Lämpchen; Raketen schwirrten in die Höhe als freundliche Grüße der Erde an die herrliche Sternenwelt. Von den Meerschiffen, die wie schwarze Unthiere um uns auf- und niederschaukelten, drang gespensterhaft der Ruf der Wachen an unser Ohr. Nun sind wir beim „Stambul“. Die Treppe wird heruntergelassen. Die Matrosen erhalten ihre wohlverdiente Belohnung und rufen uns, mehr als zufrieden gestellt, ein wohlgemeintes: „Felicissima notte!“ nach. Schon um vier Uhr des Morgens dampfte der „Stambul“ aus dem Hafen von Alexandrien dem heiligen Lande zu. — Wir hatten glücklicherweise nur wenig Mitpassagiere. Bald befanden wir uns in völliger Abgeschiedenheit und Stille. Wie köstlich diese Ruhe- und Feiestunden, ehe die Pilger das Ziel ihrer Sehnsucht betreten durften!
